

Sinnstiftende Selbstfindung?

»Après moi le déluge! ist der Wahlruf jedes Kapitalisten und jeder Kapitalistennation.« schrieb Marx. Obwohl starke Verallgemeinerungen (und an dieser Stelle möchte ich mich auch gleich für die nun folgenden Verallgemeinerungen entschuldigen) sicher selten angebracht sind, ein Körnchen Wahrheit finden wir meistens doch in ihnen. Ohne sich allzu weit aus dem Fenster zu lehnen, kann man sagen, dass es dem Menschen (nicht nur dem Kapitalisten) schwerfällt, die Folgen seines Handelns für sich, für zukünftige Generationen, in globalisierten Zeiten auch »für das andere Ende der Welt« abzusehen. Selbst wenn ihm die Zukunft also nicht egal sein sollte, anders als Marx es behauptete, die Sintflut kommt bestimmt. Dem »Westen« hat der Kapitalismus – im Zusammenspiel mit einer Vielfalt sozialer, politischer und kultureller Entwicklungen natürlich – unter anderem eine unglaubliche Menge Wahlmöglichkeiten gebracht. Vielleicht nicht so sehr im politischen Sinn, aber in vielen anderen Bereichen. Das Paradoxe: Je mehr Auswahl wir haben, desto mehr Auswahl wollen wir. Wer aufgrund sozialer oder sonstiger Gegebenheiten weniger Auswahl als andere hat, ist schnell verbittert. Noch paradoxer: nicht jedem tut die Auswahl gut; Überforderung scheint an der Tagesordnung. Wir gehen beispielsweise in den Supermarkt und sehen uns mit einem grotesk vielfältigen und reichen Angebot in

Versuchung gebracht. Das zieht Übergewicht und Essstörungen aller Art nach sich, teils seltsam anmutende Ernährungsformen sind auf dem Vormarsch. Die *Steinzeitdiät* ist der vielleicht deutlichste Ausdruck dessen, dass man doch lieber gar keine Auswahl hätte.

»Das Paradoxe: Je mehr Auswahl wir haben, desto mehr Auswahl wollen wir. Noch paradoxer: nicht jedem tut die Auswahl gut.«

Lisa Bornscheuer

Auch in weitaus weniger notwendigen Bereichen lässt sich die sozial und marktwirtschaftlich diktierte Gier nach mehr beobachten. Wer gibt sich heutzutage schon mit einem Paar Schuhe und zwei oder drei Hosen und T-Shirts zufrieden, wenn er nicht muss? Manchmal ist es schwer, sich ins Bewusstsein zu rufen, dass man fast alles eigentlich gar nicht braucht. Im Bildungsbereich wird die Freiheit zu wählen für viele junge Menschen zur absoluten Sinnkrise. Wir beenden die Schule und können – theoretisch – aus über 8.000 grundständigen Studiengängen allein in Deutschland wählen. Ein großer Teil davon ist so schwammig umrissen, dass die Berufswahl danach nicht viel einfacher ist. Ach, das waren noch Zeiten, als *Mann* Medizin studierte, um Arzt zu werden! Auswahl hat also nicht nur etwas mit

dem tatsächlichen Vorhandensein materieller Güter zu tun, sondern auch mit zunehmend lockereren »Spielregeln« in Bezug auf das, was gesellschaftlich annehmbar, akzeptabel, gewünscht, erforderlich ist.

Anzahl und Art der jeweils verfügbaren Wahlmöglichkeiten hängen zwar nach wie vor von vielen Faktoren ab. Geschlecht, Alter, Begabung, sozialer Status, Erziehung, um nur einige zu nennen, spielen in der Praxis immer noch eine gewichtige Rolle – Postmoderne her oder hin. Trotzdem nimmt die Auswahl unterm Strich in allen Lebensbereichen zu. Und haben wir erst einmal Auswahl, sind wir gierig nach noch mehr. Höher, weiter, schneller.

»Die Wahl zu haben heißt auch, seine Freiheit in etwas investieren zu können, das man für sinnhaft hält, und diese Sinnhaftigkeit für sich selbst zu definieren.«

Folgen? Manchmal Maßlosigkeit, und etwas, das in den Medien manchmal als »moralisches Vakuum« bezeichnet wird. Denn losere Spielregeln bedeuten auch, dass Werte an Kraft verlieren, ihre Definitionen sich auflösen, undefinierter werden. Je weniger wir von Familie, Tradition, Religion eingeschränkt sind, desto mehr Eigenverantwortung müssen wir übernehmen. Kein Wunder, dass Selbstfindung und Sinnsuche ein zunehmend schwieriges Unterfangen sind, denn an welchen Parametern soll man sich orientieren?

Ist Auswahl also etwas Furchtbares? Nein, natürlich nicht. Bewusste Auswahl ist zwar anstrengend und fordernd. Sie macht uns aber auch reicher, in vielerlei Hinsicht. Denn die Wahl zu haben heißt auch, seine Freiheit in etwas investieren zu können, das man für sinnhaft hält, und diese Sinnhaftigkeit für sich selbst zu definieren. Immer mehr junge Menschen tun das, indem sie beispielsweise einen Freiwilligendienst in einem Schwellen- oder Entwicklungsland antreten. Oft wird ein solcher nicht unkritisch gesehen: Von einer neuen Form des Kolonialismus ist die Rede, und von jungen Menschen, die oft nicht wenig Geld an vermittelnde Organisation zahlen, um im Ausland letztendlich nur sich selbst, aber niemandem sonst zu helfen.

So einfach ist die Sache nicht, es gibt die unterschiedlichsten Programme, Finanzierungsmöglichkeiten, Entsendeorganisationen. Von kirchlichen über staatlichen zu überparteilichen Trägern, von der Tätigkeit im Bildungsbereich über handwerkliche Tätigkeiten im Bau bis hin zur Kinderbetreuung – über einen Kamm scheren lassen sich Freiwilligendienste nicht. Während das eine Mal Hilfe zur Selbsthilfe angestrebt wird, wird in anderen Projekten ein eher paternalistischer Ton angeschlagen, oder es werden »Helfer« an Orte gesendet, wo die gleiche Arbeit mit eigenen Personalressourcen effizienter verrichtet werden könnte. Was ein Freiwilligendienst in fast jedem Fall tut, ist, den Horizont aller Beteiligten zu erweitern. Ein besseres Verständnis

der Probleme anderer zu erzeugen ist an sich schon ein Mehrwert. Und ob die Motivation, das berühmt berüchtigte Gute zu tun, den Wert der daraus folgenden Handlungen mitbestimmt, ist eine Frage, die sich nicht eindeutig beantworten lässt und seit zweieinhalbtausend Jahren bei Philosophen verschiedenster Schulen gut aufgehoben ist. Fest steht: In unserer strauchelnden westlichen Gesellschaft gibt es unzählige Menschen, die Freiheiten und Wahlmöglichkeiten mitsamt ihren Stolpersteinen gerechter verteilen wollen, sowohl vor der eigenen Haustür als auch in weiter Ferne. Und Freiwilligendienste sind natürlich nicht die einzige Art, sich zu engagieren.

»In unserer strauchelnden westlichen Gesellschaft gibt es unzählige Menschen, die Freiheiten und Wahlmöglichkeiten mitsamt ihren Stolpersteinen gerechter verteilen wollen, sowohl vor der eigenen Haustür als auch in weiter Ferne.«

Es gibt auch Projekte, die von jungen Menschen ganz allein auf die Beine gestellt werden, ohne die Mittelbarkeit einer Entsendeorganisation. Ein solches Projekt ist »Casa Hogar«, 2015 von Dr. Theodor Rüber ins Leben gerufen und mittlerweile 44 Kopf stark, wenn man Mitglieder vor Ort in Kolumbien, in den USA und in Europa zusammenzählt. Der junge Arzt hatte während einer Reise die beeindruckende Person des Bischofs Julio García kennen- und schätzen gelernt – ein Geistlicher,

der sich wahrlich um seine Schäfchen kümmert und versucht, Schulbildung für mehr und mehr junge Menschen zugänglich zu machen. Eines seiner wichtigsten »Werkzeuge« ist das 2011 gegründete Colegio Diocesano San José, welches momentan rund 120 Schüler und Schülerinnen aufnehmen kann und im Chocó, eines der ärmsten Departamentos des Landes, hoch angesehen ist. In der Zukunft soll die Schule Platz für 500 Kinder bieten; woran jetzt aktuell gearbeitet wird ist die Erweiterung der Schule um ein Internat, das zunächst Platz für 40 Mädchen bieten soll, die sonst einen zu weiten oder zu gefährlichen Schulweg hätten. Denn vor allem ihnen, den Mädchen, fehlt oft die Ruhe zum Lernen und die Möglichkeit, sich bar anderer Verpflichtungen auf die Schule zu konzentrieren. Die Region ist von einem tief verwurzelten Machismo geprägt, der es Frauen schwermacht, für ihre Zukunft andere Möglichkeiten zu entdecken als ein Leben im Dienst der eigenen Familie.

In die Bildung der Bewohner des Chocó zu investieren ergibt also in vielerlei Hinsicht Sinn. Bildung ist ein Weg, den Kreislauf aus Armut und Gewalt zu durchbrechen, in dem viele Familien über Generationen gefangen sind. Das passiert natürlich nicht von heute auf morgen – der Chocó hat viele Probleme, nicht zuletzt die seit Jahren herrschenden Guerillakonflikte. Tiefgreifende Veränderungen sozialer, politischer, wirtschaftlicher Strukturen müssen aus der Gesellschaft selbst kommen, von ihr gewollt werden, um sich wirklich zu etablieren.

Die Arbeit des Bischofs und seiner Mitarbeiter kann einen Beitrag leisten, und diesen Beitrag will Casa Hogar unterstützen. Die Mission des Bischofs hat Hand und Fuß, sein Team ist mit Feuereifer dabei, und wo es mangelt – am Geld – da kann Casa Hogar helfen.

Das Wunderbare, das Besondere an dieser Kooperation ist, dass eine Gruppe Menschen über Grenzen hinweg gemeinsam etwas anpackt, mit Spaß bei der Sache ist, und etwas tut, das wirklich Sinn ergibt. Casa Hogar gibt nicht nur, sondern bekommt auch viel zurück, sieht sich nicht in der Rolle des großzügigen Helfers, sondern ist dankbar, Teil eines Projektes sein zu dürfen, das mit Optimismus und Mut an die Probleme einer von Widrigkeiten gebeutelten Region herangeht.

Der Ausbau eines Internates kann nur ein kleiner Beitrag sein, ein Schritt auf einem langen Weg. Kurzfristig ist er ohne jeden Zweifel ein Riesenbeitrag für die Zukunft einiger Mädchen, und somit schon eine Menge wert.

Mehr dazu im Internet: www.casa-hogar.de
Spendenkonto: Empfänger: casa hogar
IBAN: DE19 3706 0193 1000 1000 44,
Buchungstext: casa hogar,
Pax Bank Köln, BIC: GENODED1PAX

Lisa Bornscheuer

arbeitet im Public Relations-Bereich und macht für Casa Hogar die Medienarbeit.

